

Insel Verlag

Leseprobe

Der Traumkicker

Roman

Aus dem Spanischen von Svenja Becker

© Insel Verlag

978-3-458-17533-9



Hernán Rivera Letelier
Der Traumkicker

Roman

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
El fantamista bei Aguilar Chilena de Ediciones, Santiago de Chile.

© Hernán Rivera Letelier
c/o Guillermo Schavelzon & Asoc., Agencia Literaria
www.schavelzon.com

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2012
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vor-
trags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Erste Auflage 2012
ISBN 978-3-458-17533-9

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

*Für Oscar Báez,
weil er unsere Erinnerung an
Coya Sur lebendig hält.*

I

Es war ein Montag im Oktober, als sie zu Fuß mitten auf der ausgestorbenen Straße auftauchten. Zur Stunde der Siesta in der Wüste. Nicht ein verdammter Hauch in der Luft, und unter der brüllheißen Sonne schmolzen die Lebensgeister von allem, was auf dem Antlitz der Erde atmete.

Der Mann und die Frau kamen wortlos unter dem gleißenden Himmel näher.

Er ging vorne, sie zwei Schritte dahinter; sie trug einen kleinen Holzkoffer mit Blechecken und er einen Fußball unter dem Arm, weiß und mit Waben (ein Blick, und wir wussten, es war ein Profiball).

Stauend folgten wir den beiden mit den Augen.

Der Mann hatte ein Tropenhemd an, eine zu weite Hose und Schuhe aus Segeltuch, und den Ball hielt er genau wie die Torhüter bei den Paraden zur Turniereröffnung. Obwohl er um die vierzig sein musste und, man wusste nicht auf welchem seiner O-Beine, leicht zu hinken schien, bewegte er sich mit dem Gehabe und der Coolness eines Profikickers. Außerdem trug er ein schmales Stirnband, was man hier draußen sonst nie sah. Hinter ihm trottete schwächling und klein und viel jünger als er, die rote Haarmähne unter der Sonne lodern, die Frau so brav wie ein Haustier. Sein Gesicht war schweißgebadet, auf ihrem stand nicht ein Tropfen.

»Die sehen aus, als hätten sie sich gründlich verlaufen«, sagte einer von uns, vielleicht Cocata Martínez, der in der Fabrik für Eisblöcke und Eis am Stiel arbeitete.

Die Calle Balmaceda, über die sie kamen, war die Straße mit den Ladengeschäften und der Hauptweg in die Siedlung (Coya Sur hatte nur sechs Straßen, und alle sechs unbefestigt). Aber sie waren nicht auf der Seite des Minenladens aufgetaucht, woher man aus einer der anderen Salpetersiedlungen kam, sondern auf der Seite der Leihbücherei. Und das konnte nur eins bedeuten: dass diese beiden Spukgestalten zu Fuß gekommen waren, unter der sengenden Sonne, von der Panamericana her, die einige Kilometer im Osten verlief.

Der Mann und die Frau gingen eben an der Zielwurbahn vorbei, da wurden sie ohne Vorwarnung von einer staubigen Windhose erfasst; von einem dieser riesigen Wirbel, unter denen sich die allgemeine mitägliche Wüstenträgheit duckte, wenn sie heulend aus dem Nichts kamen, unter Getöse an Türen und Fenstern zerrten und den Müll von den Dächern fegten.

Die beiden konnten bloß noch stehen bleiben und die Augen zukneifen: Die Frau hielt ihre Röcke fest, ohne den Koffer abzustellen, der Mann hatte den Ball unterm Arm, die Beine leicht gegrätscht und den Kopf gesenkt wie ein Spieler, der vor der Einwechslung letzte Anweisungen bekommt, oder wie Bruder Zacarías Ángel im Gebet auf der Straße, ehe er mit seiner Predigt von der bevorstehenden Wiederkehr Christi loslegte.

Als der Wirbel weitergezogen war und sich hinter dem Rancho Huachipato verlor (wo Augenblicke zuvor

die vier Elektriker der Siedlung wie vier mittägliche Erscheinungen stumm und im Gänsemarsch einen heben gegangen waren), öffneten der Mann und die Frau die Augen, spuckten Sandkörnchen, klopfen sich ein bisschen die Kleider ab und setzten ihren Weg fort.

Obwohl sie eigentlich nicht aussahen, als wollten sie irgendwohin.

Eine halbe Häuserzeile weiter blieben sie, vielleicht verlockt von José Felicianos Bolero, den die Wurlitzer-Jukebox ausgähnte (und der die Dumpfheit der Siesta zusätzlich dämpfte), vor der Konditorei Ibacache stehen, genau uns gegenüber. Den Rücken an das warme Wellblech der Häuserfront gelehnt, glitten sie mit verrenkten Gliedern zu Boden. Bisher war zwischen den beiden kein Wort gefallen, trotzdem kam uns die Frau, die unablässig Kaugummi kaute und rosa Blasen damit machte, noch viel stummer und ausgesetzter vor als er. Ihr Verhalten hatte etwas geradezu Bußfertiges an sich.

Wir hockten im Schatten unter dem Schilfdach vorm Rancho Grande, hielten mit dem Eis, das Coca-ta Martínez mitgebracht hatte, die Hitze in Schach und kommentierten die Ereignisse des gestrigen Spiels (die Staubfresser hatten uns mal wieder geschlagen). Und natürlich stellten wir Mutmaßungen, Berechnungen und Prognosen an, wie das Rückspiel am nächsten Sonntag laufen würde. Einig waren wir uns jedenfalls, dass wir verdammt nochmal gewinnen mussten, und wenn es das Letzte war, was wir in unserem Leben taten. Weil es nämlich unser letztes Heimspiel sein würde, unsere letzte Begegnung auf eigenem Platz. Tatsächlich würde

es für uns das letzte Fußballspiel vor dem Ende der Welt sein.

Auf dem Gehweg begannen die Neuankömmlinge, als sie sich ein wenig ausgeruht hatten, noch im Sitzen mit einem eigentümlichen Ritual. Während er die Hose auszog, unter der eine Fußballhose zum Vorschein kam (grün und ebenfalls zu groß für seine Statur), nahm sie den kleinen Koffer, schob ihn sich auf den Schoß und holte dann, als würde sie eine liturgische Zeremonie vorbereiten, umständlich und andachtsvoll einige Dinge hervor, die sie in einer Reihe vor sich auf den Boden legte.

Erst ein Paar Fußballschuhe. Dann ein Paar aufgerollte Kniestrümpfe. Danach zwei schmutzige, gelbliche Binden. Eine Oberschenkelbandage. Zum Schluss ein Döschen Salicylat-Salbe.

Ohne zu merken oder einen rostigen Nagel darauf zu geben, dass die ersten Kinder angelaufen kamen und naseweis schauten, streckte sich der Mann rücklings auf dem Boden aus (jetzt mit dem Ball als Kopfkissen) und ließ sich von der Frau, die sich etwas von der Salbe auf die Hände getan hatte, erst sanft und dann energisch die Beine massieren. Danach umwickelte sie ihm die Füße mit den Binden, zog ihm die grün-weiß geringelten Strümpfe an, schob die Bandage über seinen linken Oberschenkel, und ehe sie ihm in die Fußballschuhe half und sie zuschnürte (es waren Stollenschuhe, keine Leistenschuhe, wie wir sie hier draußen ausschließlich benutzten), brachte sie das Leder, obwohl es frisch geputzt aussah, mit dem Saum ihres Zigeunerrocks auf Hochglanz.

Als der Mann aufstand und das Hemd mit den Palmen und orangefarbenen Sonnen auszog, sahen wir, dass er darunter ein Trikot von Green Cross trug, eins vom Profi-Team.

Während die Kinder ihn verblüfft und feixend bei einigen eher harmlosen Dehnübungen beobachteten, holte die Frau eine Abrosoli-Bonbon-Dose aus dem Koffer, so eine aus Blech, auf der ein Zettel mit der Aufschrift »Spenden« klebte. Danach zog sie einen vierfach zusammengelegten speckigen Pappkarton hervor, an den mit Heftzwecken Fotos und Zeitungsausschnitte gepinnt waren, klappte ihn auseinander und breitete ihn neben der Büchse auf dem Gehweg aus.

Die Bühne war damit bereit, der Mann rückte sich das Stirnband zurecht, zog die Strümpfe hoch und ordnete sein Trikot in der Hose. Dann trat er mit dem Ball einige Schritte weg in die Mitte der Straße.

Die Sonne ergoss sich gelb und dickflüssig wie ein Schwall siedendes Öl über ihn.

Nach der Windhose war die Luft wieder frei von jedem Hauch, und die einzige Abkühlung bot der flüchtige Schatten einiger Geier, die unter dem irrsinnig hellen Himmel kreisten.

Der Mann stand mitten auf der Straße, drückte den Ball mit beiden Händen, als wollte er sich der genauen Menge Luft darin vergewissern, schaute zum Himmel (vielleicht weil er nicht glauben mochte, dass die Sonne dermaßen brannte), bekreuzigte sich mit dem lässigen Ernst eines Fußballers (dabei überquerte ihn der Schatten eines Geiers), warf den Ball hoch, nahm ihn in bester

Pelé-Manier mit dem Kopf und begann seinen unglaublichen Ballzirkus.

Uns blieb die Spucke weg.

Bis eben hatten wir, nachdem wir die Ersten gewesen waren, die das Paar ankommen sahen, dort im Schatten vor dem Rancho Grande jede Bewegung der beiden mit einer Art unbeteiligter, entspannter Neugier verfolgt, jedoch auf der langen Holzbank, die uns als Siestaplatz diente, nicht mal unsere Sitzposition verändert. Selbst während des Sandwirbels waren wir wie gehabt hocken geblieben (solche Wirbel gehörten zu unserem täglichen Brot) und hatten lediglich das Gesprächsthema gewechselt, die Gaukleraufmachung dieser zwei komischen, in unseren Gefilden nie gesehenen Vögel kommentiert und darüber gemutmaßt, wer sie sein mochten, wo sie her kamen und was um alles in der Welt sie hier wollten. Als der Mann jedoch mit der Vorführung seiner Ballkünste begann, sprangen wir auf und verstärkten den Kreis derjenigen, die ihn bereits mit offenen Mündern umringten.

Die Hände kranichhaft angewinkelt (die charakteristische Pose des Technikers), und mit dem leuchtenden Blick eines Besessenen, stellte der Mann seine atemberaubende Ballbeherrschung zur Schau, berührte das Leder mit dem Feingefühl eines Künstlers, »so sanft und zartfühlend, wie man seine erste Liebe kost«, hätten die lyrischsten unter den Sportkommentatoren im Radio gesagt. »So sanft und zartfühlend, wie man ein Geschwür an der Leiste abtastet!«, sollte in den nächsten Tagen Cachimoco Farfán dazu sagen, unser Spinner, der

am Spielfeldrand mit einer verbeulten Milchbüchse als Mikrophon die Sonntagsspiele kommentierte und bei den hitzigen Feierabendbolzereien für Stimmung sorgte.

Der Mann war ein Virtuose am Ball.

Er führte ihn gekonnt mit beiden Füßen, mit dem Kopf, den Schultern, der Brust, den Knien; in feinsten Technikermanier nahm er ihn mit der Hacke, dem Spann, dem Außenrist; er kickte ihn auf den Kopf, hielt ihn ruhig auf der Stirn, ging mit ihm in die Hocke, rollte ihn sich über den Nacken, warf sich bäuchlings auf den Boden; durch ein raupenhaftes Aufbäumen ließ er ihn den Rücken hinabrollen, hievte ihn mit einem kurzen Bocken zurück in seinen Nacken, kam dann wieder hoch und balancierte ihn dabei auf der Stirn wie eine schlafende Taube. »Wie ein runder nekrotischer Leistenbruch!«, sollte Cachimoco Farfán später kommentieren, der während seines Medizinstudiums plemplem geworden war und seine Sportreportagen daher mit medizinischen Fachausdrücken anreicherte. Und diesen gesamten erstaunlichen Zauber vollführte der Mann mit bühnenreifer Grazie und Nonchalance, ohne dass der Ball ein einziges Mal zu Boden gefallen oder sich auch nur einen Zoll aus der Umlaufbahn seines Körpers bewegt hätte. »Als hätte dieses Papillomgesicht ihn mit einem Schnürchen angebunden, liebe Hörer an den Radiogeräten, als wäre der Ball lebendig, verehrte Patienten, ein dressierter, trainierter, ein hypnotisierter Ball!«

Sein Gesicht war schweißnass (wie wir nun begriffen, sollte das Araukaner-Stirnband verhindern, dass ihm das Wasser in die Augen rann), und der Mann schnauf-

te nach beendeter Nummer wie ein abgekämpfter Stier, klemmte sich den Ball unter den Arm, verneigte sich ölig erst in eine, dann mit großer Theatralik in alle vier Himmelsrichtungen. Die Frau, die ihn die ganze Zeit mit abwesendem Blick angeschaut und dabei Kaugummiblasen produziert hatte, die ebenso traumverloren wirkten wie sie selbst, erhob sich und tupfte ihm das Gesicht mit dem Seidentuch ab, das sie um den Hals trug.

Wir nutzten diesen Moment, traten heran, sahen uns die Fotos auf dem Pappkarton an und lasen begierig, was in den Zeitungsartikeln stand.

Viel stand eigentlich nicht drin. Der Tenor war fast immer derselbe. Der Mann, den sie »Traumkicker am Ball« nannten, hieß Expedito González; er stammte aus der Stadt Temuco, war als Gast in ein paar Fernsehsendungen aufgetreten und jetzt auf Tournee durch den Norden des Landes, wo er »die Menschen mit seinen außerordentlichen Fähigkeiten in Entzücken versetzt«. Einige schon angegilbte Artikel stammten aus Zeitungen der Hauptstadt und andere aus den Städten und Dörfern, durch die er gekommen war. Von dem halben Dutzend Fotos fesselten zwei unsere Aufmerksamkeit besonders und überzeugten uns davon, dass der Sportskamerad, den wir da vor uns hatten, ein Profi sein musste. Auf einem sah man ihn auf der Aschenbahn im ausverkauften Nationalstadion in Santiago den Ball mit dem Kopf nehmen, das andere zeigte ihn hockend zwischen Chamaco Valdés und Carlitos Caszely. Nationalspieler immerhin.

Und es war Pata Pata, der hinkende Vertreter der Arbeitergewerkschaft, der schließlich aussprach, was wir

alle dachten: dass uns dieser Grindkopf (so nannte er jeden) durch den Kamin in den Schoß gerauscht war, wir mit ihm als Mittelstürmer den Staubfressern am nächsten Sonntag den Arsch aufreißen könnten.

Don Celestino Rojas wiederum, frömmelnder und ewiger Präsident unserer Fußballvereinigung, war in andächtiger Verzückung erstarrt und murmelte, ja betete fast, der Traumkicker mit dem weißen Ball sei im Wortsinn unser Retter, so etwas wie ein Gesandter Gottes oder, wie er sich ausdrückte:

»Der Mann ist der Messias.«

Die Ärsche aus María Elena heißen bei uns Staubfresser, weil dort die Mühlen für den Rohsalpeter stehen und sie deshalb dazu verdammt sind, Tag und Nacht den fiesen Staub zu atmen und zu schlucken, der als dichter, schmutziger Nebel ihre Häuser und ihre Habe einhüllt. Weil auf unserem Gebiet der Friedhof liegt (auf dem auch sie ihre Toten bestatten), nennen sie uns im Gegenzug Aasfresser. Und die Rivalität zwischen Staubfressern und Aasfressern, mein Lieber, die ist Legende hier draußen. Und das war sie schon immer, schon als María Elena (alias »María die Eingestaubte«) noch Coya Norte hieß, also bevor einer von den nordamerikanischen Verwaltern in einem postumen Akt der Liebe und Huldigung die Siedlung zu Ehren seiner Ehefrau Mary Helen umbenannte, die bei einem tragischen Unfall in der Blüte ihrer Jahre ihr Leben verloren hatte. Wahrscheinlich sollten wir (weil das sowieso niemand leugnen will) gleich klarstellen, dass María Elena in fast allen Belan-

gen bedeutender ist als Coya Sur, dort befinden sich die Häuser von allen hohen Tieren der Minengesellschaft, die Büros der öffentlichen Verwaltung und die weiterführende Schule und die Bank und das Gemeindezentrum. Und unsere Kinder sind neidisch, weil die wenigen Zirkustrupps aus der Hauptstadt, die einmal im Jahr auf der Flucht vor den Regenfällen im Süden durch die trockenen nördlichen Lande ziehen, ihre bunten Zelte und die Käfige mit den dressierten Tieren natürlich dort aufbauen. Uns dagegen, mein lieber Freund, ärgert am meisten, dass von den Huren, die zum Arbeiten aus den nahen Häfen in die Wüste kommen, die am schönsten angehalten und parfümierten dorthin gehen. Trotzdem und dessen ungeachtet können wir mit berechtigtem Stolz behaupten, dass Coya Sur die schönste Siedlung in der Wüste und darüber hinaus ist. Worauf wir uns auch richtig was einbilden. Man findet nämlich zum Beispiel in keiner anderen Salpetersiedlung einen Uhrturm wie bei uns auf dem Minenladen, mit einer orientalischemutenden Kuppel, die einen an die Abenteuer von Sindbad dem Seefahrer erinnert und an Orte mit so exotischen Namen wie Istanbul oder Bagdad, ferne, wunderbare Städte, die wir nur aus dem Kino, aus Filmen mit Wunderlampen und fliegenden Teppichen kennen. Was uns aber besonders an unserer Uhr gefällt und uns so mächtig stolz macht, ist, dass sie damals (neunzehnhundertertel direkt aus England importiert) durch öffentliche Sammlung angeschafft wurde. Nur um das hier noch mal klar und deutlich zu sagen: Unsere Uhr ist von dem Geld aus den Taschen der Coya-Bewohner gekauft und

bezahlt worden. Jawoll. Zwar ist bei uns alles ein bisschen kleiner (wir haben eine kleine Bücherei, eine kleine Kirche, ein kleines Kino), aber dafür gestatten wir uns einen Luxus, den man in dieser Ödnis hier draußen gar nicht hoch genug schätzen kann: Wir haben zwei Plätze, die Plaza Cuadrada mit dem Kinderspielplatz (und einer betagten Riesenschildkröte, auf deren Panzer die Kinder jauchzend reiten) und die schattige Plaza Redonda mit ihren Pfefferbäumen und Algarroben (den einzigen Bäumen, die in der Gegend gedeihen) und mit dem Musikpavillon in der Mitte, dem besten Plätzchen für Verliebte jeglicher Neigung, Altersstufe und Couleur. Außerdem ist hier die Fabrik für Eisblöcke und Eis am Stiel, die einzige im gesamten Zentralbezirk und Zulieferer sämtlicher Siedlungen im Umkreis. Wer also in dieser »ausgebrannten Weite«, wie die Dichter sagen, mal einen anständigen Eisblock anfassen möchte, muss zwangsläufig nach Coya Sur kommen. Und ebenfalls herkommen sollte, wer die rund ums Jahr vorgesehenen Festtage zünftig begehen will. Weil nämlich auf der Tanzfläche in unserm Rancho Grande mehr los ist als irgendwo sonst hier draußen. Und das behaupten wir nicht bloß. Von wegen! Das wird zu jedem Silvesterfest, Nationalfeiertag und Ersten Mai unbestreitbar bewiesen durch die Menschenmassen, die mit Kind und Kegel aus den umliegenden Salpetersiedlungen anreisen, um bei uns zu zechen und zu schwofen. Aber damit Sie sich ein besseres Bild davon machen können, wie's bei uns zugeht, sei auch gesagt, dass wir uns mit den Staubfressern sogar wegen der Feste am Ende in die Haare kriegen.

Weil die Rivalität mit der Zeit nämlich zugenommen hat und es nicht mehr bloß um Sport geht (Fußball, Basketball, Zielwurf, Boxen, Domino), sondern um alles, bei dem man gegeneinander antreten und irgendwelche Trophäen einstreichen kann, egal ob Sängerwettstreit oder Paraden durch die Siedlung oder Krönung der Frühlingskönigin. Und einerlei ob Arbeit, Schule, Freizeit oder Gewerkschaft. Aber zudem, mein Lieber, hat die Konkurrenz zwischen den beiden Siedlungen in jüngster Zeit sogar so persönliche und intime Fragen wie die Liebe erreicht. Und da sind die Feindseligkeiten dann fast schon in Totschlag gemündet. Jedenfalls sind Handgreiflichkeiten wegen Amors Giftpfeilen in María Elena und bei uns an der Tagesordnung. Wenn einer von unseren Romeos dabei erwischt wird, wie er einer der Julias in María Elena nachsteigt, dann wird er windelweich geprügelt und unter einem Hagel von Steinen in die Wüste gejagt. Als Revanche und Wiedergutmachung für die erfahrene Kränkung droht dann jedem Jungspund aus María Elena, der das Pech hat, bei uns auf Freiers Füßen ertappt zu werden, dasselbe Schicksal. Was den Liebeslustigen das Mütchen aber keineswegs kühlt und ihr Verlangen auch nicht mindert, sondern ihre Libido bloß in selbstmörderischer Weise weiter anfacht. So dass die Heißsporne aus unserer Siedlung einen Wettbewerb laufen haben, wer bei den Besuchen in María Elena mehr Mädchen aufreißt und rumkriegt. Wobei Choche Maravilla natürlich Maßstäbe setzt, weil keiner vor den Mädchen so gut den Gigolo gibt wie er. Die Frauen erzählen sich, Choche Maravilla gehöre zu

der Sorte von Casanova, die weiß, was eine Frau hören will, und dass er selbst einer Spitzhacke das Herz rauben würde, käme eine parfümiert und im Rock zur Tür herein. Das jedenfalls finden die jüngeren, unter den Charmeuren »im besten Alter« trägt dagegen ein nah und fern unter dem Spitznamen »der Graf« bekanntes Männlein den Sieg davon, ein eher unansehnlicher, verwachsener Kerl, der nicht nur der strengste Schiedsrichter von Coya Sur ist, sondern auch im Ruf steht, von allen Jungesellen der am besten bestückte zu sein. Ein Kampfstier, und obendrein hält er den für jeden Christenmenschen in freier Wildbahn unerreichbaren Rekord, dass vier Frauen aus María Elena von ihm niedergekommen sind – zwei ledig, eine verwitwet, eine verheiratet –, und zwar alle binnen eines Jahres. Aber so richtig kriminell wird die Rivalität vor allem beim Fußball. Da ist an Waffenstillstand nicht zu denken. Sehr selten, fast könnte man sagen nie, mündet ein Spiel nicht in eine offene Feldschlacht. Sofern die Fetzen nicht schon auf dem Spielfeld fliegen, platzt die Bombe auf den Rängen oder hinterher bei den berühmten Feiern, wenn die Gäste von der Heimmannschaft bewirtet werden. Mitten im Feiern, während noch Trinksprüche auf die gute Kameradschaft ausgebracht werden und man wohlgezogene Reden hält und Urkunden und Gedenkplaketten tauscht, entspinnt sich unversehens, sozusagen arglos, ein Wettstreit der Stimmen und Gesänge von einem Tisch zum anderen, von einer Delegation zur nächsten. Und schon wird es brenzlich. Den Anfang macht einer der Gäste, wenn er mit einem Löffelchen an

sein Glas tippt und um Ruhe bittet, da er auf Drängen seiner Kameraden gern »ein Liedchen zum Besten geben will, das mit allem Respekt und in Dankbarkeit den Gastgebern gewidmet sein soll für ihre ausgesuchte Höflichkeit und Gastfreundschaft«. Kaum ist sein Lied beendet, steht im Lokal aus dem anderen Lager ein Vertreter der Hausherren auf und widmet »diese kleine Melodie den Besuchern für die Grundanständigkeit und Ehrenhaftigkeit, die sie auf dem Platz und außerhalb bewiesen haben«. Hat einer der Vertreter der Auswärtigen mit einem Bolero von Lucho Barrios begonnen, bei dem man sich die Pulsadern in voller Länge aufschlitzen möchte, dann zahlt es ihm der Vertreter der Heimmannschaft mit gleicher Münze durch eine schmachtende Cumbia des Kolumbianers Luisín Landaes heim. Brüllen sich die von dort mit einer Ranchera die Seele aus dem Leib, verausgaben sich die von hier mit dem letzten Hit von Paul Anka, auf Englisch und mit Backgroundchor. Das alles begleitet von tobendem Getrappel, Klatschen und Hochrufen auf die Sänger von Seiten ihrer jeweiligen, inzwischen besorgniserregend angeheiterten Abordnung. Und bei diesen echten musikalischen Schlachten, das können wir mit Fug und Recht sagen, mein Freund, da haben sie uns noch nie zu schlagen gewusst. Das ist die reine Wahrheit. Weil wir in Coya Sur nämlich schon immer die besten Stimmen und namhaftesten Sänger der Gegend zu bieten hatten, man denke bloß an Washington Miranda, den schmalzgelockten Frontmann von The Gold White, der einzigen elektrisch verstärkten Kapelle in Coya Sur. Außerdem haben wir den